

§ 4

Das Urchristentum.

Eine religiöse Bewegung, die, wie das junge Christentum, so vollständig an die Person ihres Stifters gebunden war, mußte nach allem menschlichen Ermessen nach dessen Hinrichtung zerfallen. Mit dieser Erwägung mag es zusammengehängen haben, daß sowohl das Synedrion als auch Pilatus von einem Einschreiten gegen die Jünger und Anhänger Jesu in der ersten Zeit nach Jesu Kreuzigung abgesehen haben. In Jerusalem betrug ihre Zahl 120, anderwärts gab es, vielleicht in Galiläa, mehr denn 500 „Brüder“, denen der Auferstandene zusammen, also bei einer gemeinsamen Versammlung, erschienen war. Waren sie irgendwie organisiert? Hat Jesus bei seinen Lebzeiten irgend etwas unternommen, was über die rein individuelle Behandlung der Seelen hinausging und etwa der Gründung einer „Kirche“ ähnlich sah? Wir hören davon, daß er die Gruppe „der Zwölf“ gesammelt hatte, die bei seiner Wiederkunft in Herrlichkeit die zwölf Stämme Israels richten sollten. Gleich ihm wanderten sie durch das Land und verkündigten das Evangelium, wie das auch ein weiterer Kreis von siebenzig Jüngern auf sein Geheiß tat. Daraus braucht noch nichts anderes zu folgen als eine Tätigkeit zwecks Vorbereitung der Menschen zum kommenden Reiche Gottes. Anderes dagegen nötigt, daran zu denken, daß Jesus das Leben seiner Anhängerschaft auch in dieser Welt im Auge gehabt hat. Nicht jeder, der sich Jesu anschloß, hielt vor seinen Augen Stich. Sollte er in der Anhängerschaft Jesu verbleiben? Einige Gleichnisse warnen vor übereilter Scheidung zwischen Bösen und Guten, eine solche ist Sache Gottes beim Endgericht. Wo freilich offenkundig Sünde vorliegt, da soll seelsorgerliche Verwarnung erst eines, dann zweier oder dreier, schließlich der „Kirche“ versucht werden, und wenn auch letztere nicht nützt, dann soll endgültige Trennung erfolgen. Ein solches Urteil soll auch im Himmelreich Geltung haben (Matth. 18, 15ff.).

So allgemein gehalten diese Vorschriften auch sind, sie setzen jedenfalls Rechte und Pflichten einer Gemeinschaft voraus, die sich im übrigen sowohl in der Ablehnung des Fastens als auch der rigoristischen Vorschriften der Pharisäer über die Sabbathheiligung deutlich von anderen Kreisen des Judentums abhebt. Eine leitende Stellung in der Gemeinde wünscht Jesus für Simon, denjenigen Jünger, der als erster das Bekenntnis zur Messianität Jesu ausspricht und von ihm den Beinamen Kephas = Felsen erhält, zweifellos im Hinblick auf die Bedeutung, die er im Jüngerkreise hat und die sich, wenn hier nicht spätere Überlieferung gesteigert hat, in der sonst der Gemeinde zugewilligten Binde- und Lösegewalt äußert. Angesichts dieser Tatsachen kann nicht geleugnet werden, daß Jesus die Absicht der Gründung einer „Kirche“ gehabt und durchgeführt hat. Wenn er vom Bau der Kirche im Futurum spricht, so deutet nichts darauf hin, daß diese Zukunft erst nach seinem Tod und Auferstehung eintreten soll.

Nur aus dem Vorhandensein einer „Kirche“ erklärt es sich, daß die Jüngerschaft Jesu nach seiner Kreuzigung nicht zerfiel. Die erste Tat der Gemeinde war eine Ergänzungswahl für den ausgeschiedenen Judas Ischarioth. Die Organisation der „Zwölf“ sollte beibehalten werden, und unter den zwei präsentierten Kandidaten entschied das Los. Am folgenden Pfingstfest, noch nach Josephus einem Erntefest und erst in späterer Zeit von den Juden zum Fest der Gesetzgebung am Sinai umgewandelt, bewies die Gemeinde zum ersten Male ihre Kraft. Im Tempel hörte die erschütterte Menge eine Predigt des Petrus, die sie angesichts der Kreuzigung Jesu zur Buße rief, sie zur Taufe aufforderte und ihr als Gabe des Auferstandenen den Empfang des Geistes verhieß. So gewaltig waren des Jüngers Worte, daß die Christengemeinde sie auf die „Ausgießung des Geistes“ zurückführte und die Zahl der Christen erheblich stieg. Es war keine Rede mehr davon, daß die Jünger wie dereinst Predigtwanderungen in galiläischen Dörfern und Flecken unternahmen, sie sahen es vielmehr als ihre Aufgabe an, in der Hauptstadt des Landes für die Festigung der Gemeinde zu sorgen. Einstweilen hören wir nur von gelegentlichen Missionsreisen des Petrus, die wohl noch richtiger als Inspektionsreisen bei von anderen, namentlich von Philippus,

dann auch von Paulus, gewonnenen Gemeinden zu bezeichnen sind. Die Zwölf blieben vielmehr etwa zwei Jahrzehnte in Jerusalem.

Dieser Wechsel hatte zur Folge, daß die Beziehungen des täglichen Lebens zur Hochburg des jüdischen Kultus und Gesetzes die prinzipielle Frage nach dem Verhältnis des Christentums zum Judentum in den Vordergrund rückten. Das um so mehr, als sich die Brüder Jesu der Gemeinde angeschlossen, unter ihnen namentlich Jakobus, der sehr bald neben den Zwölfen eine leitende Stellung in der Gemeinde einnahm. Es kam hinzu, daß einige Pharisäer christlich wurden. Es konnte die Möglichkeit einer loyalen Regelung der Beziehungen zum Judentum in Frage kommen. Gewiß, die christliche Gemeinde bedeutete dem Judentum gegenüber etwas Neues: das Bekenntnis zu Jesus als zu dem für das Heil der Menschen gestorbenen und auferstandenen Messias, der bald zum Gerichte wiederkommen würde, bedeutete für sie den Glauben an die Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen, den das Judentum nicht teilte. Die Überzeugung, den Geist zu besitzen, die in der christlichen Gemeinde heimisch ist, gab ihrer Frömmigkeit eine Eigenart, die dem Judentum fehlte. Denn obgleich die Vorstellung von einer Einwirkung Gottes auf den Menschen, die in der Mitteilung des Geistes an ihn besteht, dem Alten Testament in keiner Weise fremd ist und schon hier die deutlich voneinander verschiedenen Formen einer Befähigung zu außergewöhnlichen Taten und einer Umwandlung des religiös-sittlichen Lebens im Sinne einer vollen Aufgeschlossenheit für Gott und einer hieraus fließenden freiwilligen Erfüllung des Gesetzes aufweist, so konnte nur ein an Christus Glaubender sich dieses Besitzes freuen. Das Gebot der Liebe zu den Brüdern wurde sofort in die von der ganzen Gemeinde übernommene Fürsorge für die Armen umgesetzt. Der freiwillige Verzicht wohlhabender Gemeindemitglieder, wie des Barnabas, auf ihren Besitz ermöglichte eine Wohltätigkeit, wie sie die Welt noch nicht erlebt und auch das Judentum bisher in keiner Weise gekannt hatte. Aber alles das braucht noch keinen Bruch mit dem Judentum zu bedeuten, sondern konnte christlicherseits als Versuch einer Reform des Spätjudentums aufgefaßt, von jüdischer Seite so lange geduldet werden, als die Christen den Tempel als ihr Gotteshaus in Anspruch nahmen, das Gesetz

hielten und Jesu Kritik der spätjüdischen Frömmigkeit nicht allzu stark in polemischem Interesse verwerteten.

Aber es fragte sich, ob das Verhältnis beider Religionen wirklich von langer Dauer sein konnte, wenn Elemente in der Christengemeinde auftauchten, die weniger traditionell gebunden den Gegensatz sahen, in dem Jesu freie innerliche Frömmigkeit zur spätjüdischen Gesetzhlichkeit nun doch gestanden hatte. Auch unter den Diasporajuden, die in Jerusalem ihre Synagogen hatten, fand der Christusglaube Anklang. Gewisse Eifersüchtigeien, die in einer Bevorzugung der Jerusalemer Witwen vor denjenigen der christlich gewordenen Diasporajuden ihren Grund hatten, wurden zwar leicht beseitigt, indem sieben Männer aus dem Kreise letzterer den Zwölfen vorgesetzt und von diesen mit der Fürsorge für die Armen betraut wurden. Allein auch diese Männer, unter ihnen vornehmlich Stephanus, beteiligten sich an der Predigt des Evangeliums. Die Weissagung Jesu von der bevorstehenden Zerstörung des Tempels hatte Stephanus mit der Überzeugung von der Vergänglichkeit des jüdischen Tempelkultes erfüllt. Gerade bei den nach Jerusalem gewanderten Diasporajuden, vor denen er dieser Überzeugung Ausdruck verliehen hatte, stieß er begreiflicherweise auf lebhaften Widerspruch und wurde beim Synedrium daraufhin verklagt. Seine Verteidigungsrede geriet zu einer gewaltigen Anklage gegen die Halsstarrigkeit der Juden gegenüber wahrhaft prophetischer Verkündigung, die nach dem Zeugnis der Geschichte durchaus nicht immer an palästinensischen Boden gebunden gewesen sei. Sein Bekenntnis zu dem auf Veranlassung des Synedriums gekreuzigten Messias Jesus hatte seine Verurteilung zur Folge. Er wurde gesteinigt, und über die Christengemeinde brach eine Verfolgung aus. Die Möglichkeit der Herstellung eines schiedlich-friedlichen Nebeneinanders von Juden und Christen war in weite Ferne gerückt.

Schon vor diesen Ereignissen muß sich das Christentum außerhalb Jerusalems in Palästina verbreitet haben. Die Wirksamkeit Jesu konnte nicht spurlos vorübergegangen sein, und seine einstigen Anhänger sammelten sich bald da, bald dort zu Gemeinden, die ihrerseits für den neuen Glauben geworben haben. Es lag auf der Hand, daß nach der Steinigung des Stephanus die Jerusalemer Werbe-

arbeit auf Schwierigkeiten stoßen mußte und daß so mancher, namentlich aus dem Kreise des Stephanus, seine Wirksamkeit nach auswärts verlegte, wie wir das z. B. von dem Gefährten des Stephanus Philippus hören, der in Samarien das Evangelium verkündigte. Diese Missionswanderungen führten manche Christen auch über Palästina hinaus bis nach Zypern und Antiochien, wobei von einigen Christen aus Zypern und der Kyrenaike der bedeutsame Schritt getan wurde, daß sie in Antiochien auch Heiden das Evangelium verkündeten (Apg. 11, 20). In diese Tätigkeit trat nun auch der Mann ein, der nicht nur der größte Missionar der Urchristenheit werden sollte, sondern der auch den entscheidenden Schritt der Loslösung des Christentums vom Judentum tat. Als Phariseer hatte Paulus es in seinem Christenhaß allen zuvorgetan. Mit Briefen vom Synedrion ausgerüstet, war er nach Damaskus gereist, um die dortigen Christen zu verfolgen. Aber noch ehe er die Stadt betreten hatte, war er vor dem ihm erschienenen Christus zusammengebrochen und wurde Christ. Darüber, ob er gleich damals oder erst später den Beruf zur Heidenmission erhielt, gehen die Aussagen der Quellen auseinander (Apg. 26, 17 und 22, 17—21), letzteres dürfte aus inneren Gründen das Wahrscheinlichere sein. Jedenfalls hielt es Barnabas, den die Jerusalemer Gemeinde nach Antiochien gesandt hatte, um über die Heidenchristen dieser Stadt ein Urteil zu gewinnen, für gut, gerade ihn aus Tarsus zu holen, um ihm die Pflege derselben anzuvertrauen (Apg. 11, 25f.). Das beweist, daß Paulus schon damals die entscheidende Wendung zu einem gesetzesfreien Evangelium gemacht hatte. Worin bestand sie?

Daß die jüdische Gesetzmäßigkeit dem Willen Gottes nicht entsprach, das hatte Jesus der Menschheit deutlich gemacht; warum das nicht der Fall war, das sagte ihr Paulus. Man kann das auch so ausdrücken: die durchsichtige Klarheit der Frömmigkeit wie des sittlichen Willens Jesu war so einfach, daß jeder sie verstehen mußte, aber der Weg zu dieser neuen Gerechtigkeit mußte für jeden zum Problem werden, für den sie maßgebende Norm wurde. An diesem Problem hat Paulus gearbeitet, leidenschaftlich kämpfend, nie ausruhend, wenn man will theologisch reflektierend, aber gerade dadurch fördernd, weil der Weg zu Jesus nunmehr menschlich verständlich

wurde. Jesus hatte gesagt, daß er gekommen sei, das Gesetz zu erfüllen, im wahren Sinne des Wortes, d. h. so, daß die volle Übereinstimmung des eigenen Willens mit dem göttlichen Gebot zur Selbstverständlichkeit wurde; das Gesetz ist heilig, und das Gebot ist heilig und gerecht und gut, so hatte auch Paulus gesprochen (Röm. 7, 12). Dem entspricht, daß Paulus nur ganz selten den Inhalt des Gesetzes einer Beurteilung unterzieht, so etwa dort, wo er vor der Speisegesetzgebung oder den Feiertagen der Juden warnt (Kol. 2, 16). Weil aber dieses Heilige an den Menschen in der Form des den Menschen zwingenden „Du sollst“ herantritt, darum kann es nicht so erfüllt werden, wie es erfüllt sein will und muß, nämlich freiwillig und von innen heraus. Denn jedes Gebot fordert des Menschen Widerspruch heraus und stürzt ihn in den Zwiespalt der inneren Zustimmung zum Inhalt des Guten und des Widerspruchs gegen den Zwang, unter den er sich stellen soll, um das Gute zu tun. Die Form des Gesetzes, in der das Gute an den Menschen herantritt, reizt ihn zur Übertretung; und dadurch wird die naive Gott widerstrebende Schgebundenheit des Menschen erst im Vollsinn zur Sünde. Ist das aber so, dann hat das Gesetz nur die Bedeutung, daß es eine Krise im Menschen auslöst, aus der nur der den Weg herausfindet, der den „Geist“ empfängt, d. h. die volle Freiwilligkeit im Tun des Guten, denn die höchste Gabe des Geistes ist die Liebe (1. Kor. 12, 31), die sich in der Hingabe an den Bruder verzehrt, weil sie es gar nicht anders kann. So lebt der Christ ein Doppelleben, ein Leben im „Geist“, in der Freiwilligkeit des Guten, und ein Leben im Fleisch, d. h. der Schgebundenheit, die über Sünde und erzwungenes Tun des Guten doch nie hinauskommt, aber doch in der Hoffnung, daß das Leben des Geistes obsiegen werde. Den Geist aber empfängt der Mensch von dem nach seinem Sühnetod für die Sünden der Welt erhöhten Christus, der eben deswegen auch sein „Herr“ ist, in dessen Dienst sein Leben, soweit es im Geist ist, aufgeht und an den zu glauben des Menschen Seligkeit wird, denn weil Christus es ist, der die Macht seines neuen Lebens ist, darum kann dem eigenen Tun keinerlei Bedeutung vor Gott zugebilligt werden. Das eigene Werk schafft kein Verdienst, der Sünder wird allein durch den Glauben gerechtfertigt.

Das war das Evangelium des Paulus, das er, von der antiochenischen Gemeinde ausgesandt (Apg. 13, 1—3), in unermüdlicher Missionsarbeit über Kleinasien und Griechenland bis nach Rom, vielleicht sogar bis nach Spanien, getragen hat, überall Gemeinden von Christusgläubigen gründend und sie persönlich wie durch seine Schüler leitend oder durch Briefe allerpersönlichster Art tröstend und mahnend, auch dort, wo sie ohne sein Zutun entstanden waren, wie in Rom. Auf diese Weise war eine Kirche unter den Heiden entstanden, mit der Jerusalemer Gemeinde geeint durch die „Anrufung des Herrn“ (1. Kor. 1, 2) und durch den Glauben an den Besitz des Geistes, von ihr getrennt, weil nicht mehr an das jüdische Gesetz gebunden. Die Ansätze einer Loslösung vom Judentum, die wir bei Stephanus vorgefunden hatten, waren durch Paulus aufgenommen, erweitert, genau durchdacht und auf eine Formulierung gebracht, die an Schärfe nichts zu wünschen übrigließ: das Gesetz ist kein notwendiger Weg zu Christus und damit hat es seine Heilsbedeutung verloren. Hiermit war die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit dem palästinensischen Christentum gegeben, und das um so mehr, als die Jerusalemer Gemeinde sich immer stärker konsolidiert hatte und den Anspruch auf die geistige Führung der gesamten Christenheit erhob. Schon das ist auffällig, daß Simon Kephas seinen Namen zu dem in der hellenischen Welt ganz ungewöhnlichen „Petros“ gräzisiert und damit offenbar auch die Heidenchristen auf seine hervorragende Stellung in der Gemeinde Christi aufmerksam machen will. In Jerusalem war aber auch neben den Zwölfen der Bruder des Herrn Jakobus zu immer ausschlaggebenderer Bedeutung gelangt. Die Bedeutung dieser Tatsache wird erst deutlich, wenn wir aus späterer Zeit hören, daß der Better Jesu, Simeon, der Leiter der Gemeinde wurde und daß gegen Ende des Jahrhunderts zwei Großneffen Jesu in der Gemeinde eine Bedeutung erlangten, die den Kaiser Domitian veranlaßte, gerade sie vorführen und verhören zu lassen. Die Zugehörigkeit zu Jesu Familie wurde augenscheinlich von Jakobus als Grundlage für die Führerstellung in der Jerusalemer Gemeinde angesehen, ein Gedanke, der von dem Plan der Errichtung einer „Dynastie“ Jesu nicht allzuweit entfernt gewesen sein dürfte. Die Gemeinde selbst hatte in den „Ältesten“ (Apg. 11, 30), von denen

übrigens zwei mindestens als Propheten galten (Apg. 15, 6 vgl. mit 27 u. 32), ein neues Amt erhalten, vor allem aber glaubte sie sich berechtigt, eine Kontrolle über die nunmehr allerwärts entstandenen christlichen Gemeinden auszuüben, wie wir schon an dem Besuch des Barnabas in Antiochien sahen und noch weiter sehen werden. Es fragte sich aber, ob sie diesen Anspruch angesichts der vorab durch Paulus geschaffenen Heidenkirche würde aufrechterhalten können.

Es war ein Verdienst des Paulus, daß es nicht zum unheilbaren Bruch kam. In Antiochien war es aus Anlaß des Auftretens einiger jüdischer Christen, die die Heilsnotwendigkeit des Gesetzes lehrten, zu einem schweren Zwist gekommen, den die dortige Gemeinde durch Entsendung des Paulus und Barnabas nach Jerusalem beizulegen wünschte. Auf Grund einer Offenbarung unterzog sich Paulus der nicht leichten Aufgabe. Die Auseinandersetzung in Jerusalem (49 n. Chr.?) war schwierig: Paulus war kein Jünger Jesu wie die Zwölf, man griff in Jerusalem sowohl sein Apostolat als auch die Art seines Evangeliums an. Obwohl Paulus „den eingeschlichenen falschen Brüdern... auch nicht eine Stunde gewichen ist“ (Gal. 2, 4f.), gelang es ihm doch, die „Säulen“ der Gemeinde, d. h. Petrus, Johannes und sogar Jakobus, von dem Recht seines Apostolats und Evangeliums zu überzeugen. Sie behielten sich die christliche Predigt unter den Juden vor, ihm überließen sie sie auf dem Gebiet des Heidentums und reichten ihm die Hand der Gemeinschaft, ohne ihm etwas anderes aufzuerlegen, als daß er für die Jerusalemer Armen sammeln solle. Hatte Paulus auch keinen vollen Erfolg erzielt, so hatten doch die maßgebenden Führer sein Evangelium anerkannt. Auf der andern Seite hatte sich die bisher einheitliche Jerusalemer Gemeinde in der Beurteilung des Heidentums gespalten.

Das trat in der Folgezeit deutlich zutage. Bedeutete die Anerkennung der Heidenchristen auch die Herstellung einer Lebensgemeinschaft mit ihnen? Im Kreise der Jerusalemer Führer wurde diese Frage verschieden beantwortet: als Petrus auf den Boden der Gemeinde kam, wo der Gegensatz zum Austrag gebracht werden mußte, nach Antiochien, entschloß er sich, die jüdische Sitte der Absonderung von der Tischgemeinschaft mit Unbeschnittenen den

antiochenischen Heidenchristen gegenüber aufzugeben. Jakobus war der Ansicht, daß dieser Schritt durch die Jerusalemer Übereinkunft nicht veranlaßt sei, und schickte Gesandte nach Antiochien, die den Petrus veranlassen sollten, sein Zugeständnis zurückzunehmen, was auch einstweilen gelang. Es mag sein, daß er hierbei mit Rücksicht auf die offenen Paulusgegner handelte, deren Zahl um so größer wurde, je stärker die Erfolge des Paulus waren. Wir sehen, daß sich in Jerusalem drei Gruppen gebildet hatten: die eine zeigte Neigung zum paulinischen gesetzefreien Evangelium, die zweite hielt ein friedliches, aber schiebliches Nebeneinander von Judenchristen und Heidenchristen für wünschenswert, die dritte befahl dem Apostel. Man kann es als weiteren Erfolg des Paulus ansehen, daß die Jerusalemer Führer der beiden ersten Richtungen den Versuch der Herstellung einer Grundlage für die Lebensgemeinschaft von Juden und Heidenchristen machten: laut Apg. 21, 25 berichtet Jakobus dem Paulus bei dessen letzter Anwesenheit in Jerusalem, sie hätten den Heidenchristen (Syriens und Kilikiens) die Anweisung geschickt, sich des Gözenopferfleisches, des Blutes, des Ersticken sowie der Hurerei zu enthalten. Wie man sieht, ist diese Verfügung ohne Beteiligung des Paulus erlassen worden und der Bericht über dieses sog. Aposteldekret Apg. 15, 22ff. steht in falschem Zusammenhang. Dieser neue und nicht sehr glückliche Vermittlungsversuch hat jedenfalls die Jerusalemer Gegner des Paulus von energischerem Vorgehen nicht abgehalten: Paulus mußte sich in den Gemeinden Galatiens und wohl auch Korinths mit einer von ihnen ausgehenden Gegenmission auseinandersetzen. Es nützte natürlich erst recht nichts, daß Jakobus den Paulus bei seiner letzten Anwesenheit in Jerusalem dazu veranlaßte, ein Kasiräatsgelübde zu übernehmen. Damals hat Paulus nur mit ihm und den Presbytern verhandelt. Die auffallende Tatsache, daß keiner von den Zwölfen zugegen ist, ist nur so zu erklären, daß diese, in richtiger Erkenntnis dessen, daß der Schwerpunkt des Christentums allmählich auf das Heidenchristentum übergegangen war, den aussichtslosen Versuch aufgegeben hatten, von der Jerusalemer Zentrale aus die Christenheit zu leiten, und sich an der Missionsarbeit unter den Heiden beteiligten. Von Petrus können wir vermuten, daß er in Korinth gewesen ist, und fast mit Sicherheit an-

nehmen, daß er in Rom wirkte. Vom Zebedaiden Johannes dürfen wir glauben, daß er in Ephesus wirkte, denn die Behauptung seiner Verwechslung mit seinem Doppelgänger, dem Presbyter Johannes, ist unhaltbar, da des letzteren ephesinischer Aufenthalt erst auf eine Kombination des Eusebius zurückgeht, zu der dieser selbst kein großes Zutrauen hat. Von den meisten übrigen Aposteln behauptet die allerdings nicht mehr kontrollierbare Legende eine außerpalästinensische Wirksamkeit. Jakobus wurde in Jerusalem seinen verunglückten Regierungsversuchen allein überlassen. Ihn selbst schützte seine stark jüdisch gefärbte Devotion nicht vor dem Haß der Juden. Als er seiner Hoffnung auf Jesu Wiederkunft öffentlich Ausdruck gegeben und dadurch die Pharisäer gereizt hatte, wurde er vom Dach des Tempels herabgestürzt und gesteinigt. Das wurde der Anlaß dazu, daß ein großer Teil der Jerusalemer Urgemeinde in das im Transjordanland gelegene Städtchen Betsaida übersiedelte, wo er alsbald mit verschiedenen, uns nicht näher erkennbaren sektiererischen Seitenzweigen des Judentums in Berührung trat.

Nicht auf dem Wege der Verhandlung wurde der Gegensatz zwischen Judentum und Heidenchristentum aus der Welt geschafft. Die nationale Spannung zwischen Juden und Römern führte kurz nach der Ermordung des Jakobus zum Jüdischen Kriege, der im Jahre 70 in der Eroberung Jerusalems durch Titus gipfelte, welcher die Zerstörung des Tempels und die Beseitigung des Synedrions folgten. Spätere verzweifelte Aufstandsversuche nützten nichts. Unter Hadrian (117—138) wurde Jerusalem zur römischen Militärkolonie Aelia Capitolina. Mit dem Judentum verlor auch das Heidenchristentum seine Bedeutung: es schrumpfte zur Sekte zusammen, in der noch immer die eine Gruppe das Heidenchristentum ablehnte, die andere es anerkannte, ohne doch die eigene gesetzestreue Haltung aufzugeben. Unter dem Namen Ebioniten oder Nazaräer, beides alte Bezeichnungen für die Christen überhaupt, hielten sich Judenchristen bis ins fünfte Jahrhundert in Palästina, ohne irgendwie für die Geschichte der Kirche maßgebend zu sein. Auch ihre Streitigkeiten über die Jungfrauengeburt blieben ohne Belang.

Die Geschichte hatte für das Heidenchristentum entschieden, dieses aber war schon stark genug geworden, um sich selbständig

entwickeln zu können. Wenn man sich gegenwärtig hält, daß die Gemeinden, an die Paulus schreibt oder mit denen er in Beziehung tritt, zum größten Teil aus kleinen Handwerkern und Kaufleuten sowie Sklaven bestanden, daß Reiche und Vornehme in ihnen selten, Vertreter der höheren Bildung überhaupt nicht zu finden sind, so wird man in ihnen Weltanschauungskämpfe mit prinzipieller Auseinandersetzung zwischen heidnischer Bildung und christlichem Glauben nicht erwarten können. Wo philosophisch Gebildete vom Christentum überhaupt Notiz nehmen, da ist es für sie eine „Torheit“, die sie belachen, und nur ganz vereinzelt ist Paulus genötigt, in seinen Briefen auf Einwendungen einzugehen, die von aufklärerischer Seite her stammen. Soweit die Vertreter der staatlichen Amtsgewalt das Christentum beachten, da drängt sich für sie der Zusammenhang mit der jüdischen Gedankenwelt so stark auf, daß sie zwischen Christen und Juden einen Unterschied nicht recht zu machen vermögen. Man wird das begreifen. Welches Verständnis konnte ein römischer Beamter, dem die Sittlichkeit höchstens als Stütze der Staatsmoral in Frage kam, für den Streit um die Gerechtigkeit haben, „die da besser ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer,“ oder gar um den Messiasanspruch Jesu? In den christlichen Gemeinden gab es vieles, was ans Judentum erinnerte. Aus den an die Synagoge angegliederten Kreisen der „Gottesfürchtigen“ rekrutierten sich zu einem guten Teil die christlichen Gemeinden; an dem Bekenntnis zum Monotheismus hielten Juden wie Christen fest und bekämpften den Götterglauben in ähnlicher Weise; das Alte Testament war auch für die Christen von vornherein das heilige, von Gott wörtlich inspirierte Buch, auf ein besseres Jenseits wurde beiderseits gehofft; wie die Juden, so hielten auch die Christen an bestimmten Tagen ihre gottesdienstlichen Versammlungen ab. Kurzum, auf Schritt und Tritt zeigte es sich, wie eng das Christentum mit dem Judentum verbunden war. Die Unterschiede konnte nur sehen, wer einen Sinn für tiefere religiöse Fragen und für das Wesen wahrer Sittlichkeit hatte.

Allein, an solchen Menschen fehlte es im Heidentum, wie wir gesehen haben, nicht. Man wird den weltgeschichtlichen Sieg des Christentums über das Heidentum nie verstehen, wenn man außer

acht läßt, daß der religiös interessierte Heide im Christentum eine Frömmigkeit vorfand, die der seinigen überlegen war, indem sie ihn den tiefsten Sinn des Gottesglaubens verstehen lehrte und ihm sittliche Kraft bot. Wir können das schon im Urchristentum wahrnehmen. Von dem Staatskult wandte sich der fromme Heide innerlich ab, weil ihm die Gottheit mehr war als der Hort staatstreuer Gesinnung. Er lernte die Wesensverschiedenheit zwischen Gott und Mensch kennen; nun wird sie ihm im Christentum zwar als Gegensatz zwischen Geist und Fleisch gedeutet, aber dieser Gegensatz wird über das rein Naturhafte hinweg ins Gebiet des Sittlichen gehoben. Hier der heilige Gott, dort der unheilige, weil ickgebundene Mensch. Nach persönlicher Gemeinschaft mit der Gottheit strebte der Heide und suchte sie in den Geheimnissen des Kultus; im Christentum lernte er religiöses Feuer kennen, welches als Glauben an den Besitz des gnädig dem Sünder geschenkten, ihn von Grund aus erneuernden Geistes das ganze Leben zu bestimmen beginnt und unter Umständen so starken Eindruck macht, daß Kranke gesund, Traurige fröhlich, Schwache stark werden. Was verschlug es da schließlich, wenn in der gottesdienstlichen Versammlung der eine dem andern ins Wort fällt und Paulus zu größerer Ordnung mahnen muß? Ein Leben war da, das überschäumte und sich Luft schaffen mußte. An sittliches Streben hatte der Priester der orientalischen Religionen den Heiden gewöhnt; nun ward ihm als tragender Grund desselben Gottes Liebe gewiesen, nun ward ihm sein Sinn gezeigt: nicht an die Uferlosigkeit affektischer Weltverneinung sollte er seine Kraft setzen, sondern an einen Dienst, der dann am eifrigsten wird, wo er es mit dem Verkommensten zu tun bekommt, der den Begriff des Auswurfs der Menschheit weit von sich weist, weil er in jedem Menschen den Bruder sieht. Gewiß, wir können es wahrnehmen, daß das paulinische Evangelium nicht immer in seiner letzten Tiefe verstanden wird, wie der Geistesbesitz unter starker Betonung der Befähigung zu außergewöhnlichem Tun zu Überheblichkeit führt und andererseits das Streben nach Erfüllung von Gottes Willen einen Zug ins Angstliche und Zaghafte bekommt. Was tut's? Aber alledem waltet doch der Geist der Liebe, der immer wieder den Weg aus der eignen Unzulänglichkeit heraus findet.

Die äußere Gestalt der heidenchristlichen Kirche haben wir uns nach Analogie einer werdenden Missionskirche zu denken. Ist sie durch von auswärts kommende Missionare gegründet und mit der Zeit erstarkt, so zeigt sie das berechtigte Bestreben zur Selbständigkeit; neben den Missionar tritt der eingeborene Geistliche. In der entstehenden heidenchristlichen Kirche war es nicht anders. Ihre Gründer waren die Apostel. Dieser Name bedeutet Sendling, Missionar, und in diesem Sinne mag er von Jesus auf die Zwölf angewandt worden sein, als er sie mit der Predigt des Evangeliums betraute. Freilich ist es sehr auffallend, daß in den beiden ersten wie im vierten Evangelium dieser Name nur je einmal auftritt und in der Regel nur von den „Zwölf“, von Jüngern oder Schülern des Herrn geredet wird. Häufig wird das Wort erst in den Paulusbriefen; nachdem die große Missionsarbeit eingesetzt hat, wird es hier auch auf die Zwölf angewandt, ebenso aber auch auf andere Männer, die Mission treiben. Die Apostel besuchen und beraten die von ihnen gegründeten Gemeinden, aber auch solche, die unabhängig von ihnen entstanden sind. Auch die Evangelisten werden als Wanderprediger im eigentlichen Sinn des Wortes anzusehen sein. Daneben hören wir von Propheten und Lehrern, die längere Zeit in den Gemeinden weilen, aber auch von dauernd sekhafte Gemeindeleitern. Als solche werden die „Hirten“ gelten müssen, die mit den anderwärts als „Vorstehern“ bezeichneten Männern identisch gewesen sein dürften, für die etwas später, aber doch schon in urchristlicher Zeit der Name Presbyter oder Episkopen aufkommt.

Man darf den Unterschied zwischen beiden Gruppen nicht in der Weise erläutern, als handle es sich bei den Wanderpredigern um Geistbegabte, bei den dauernd sekhafte Gemeindeleitern um Personen, die ihr Amt nur durch Wahl oder Einsetzung erhalten haben. Denn wo von Gemeindeleitung die Rede ist, da wird auch sie oft genug als göttlich gewirkte Geistesgabe angesehen (Eph. 4, 11; 1. Kor. 12, 28; Röm. 12, 8; Apg. 20, 28), und wo wir andererseits eine Wahl beschrieben sehen, da wird die Wahlhandlung in keiner Weise als aus menschlicher Initiative allein vorgenommen angesehen. Es liegt auf der Hand, daß es nicht ohne weiteres möglich war, daß eine Gemeinde, die erst einige Jahre oder gar einige Monate alt war,

sofort einen Lehrer oder Prediger stellen konnte, während es viel eher möglich war, einigen Mitgliedern derselben die Pflege der Armen oder die Seelsorge zu übertragen. Andererseits liegt es ebenso auf der Hand, daß bei stärkstem Wachstum der Gemeinden wie der ganzen Christenheit die Reisepredigt nicht mehr genügt und auch die Lehre von den Vorstehern übernommen wird. Wie schon in Jerusalem prophetisch begabte Männer zu den Presbytern gehören, so dürften die fünf Propheten und Lehrer der antiochenischen Gemeinde, von denen Apg. 13, 1 berichtet, Gemeindeleiter gewesen sein, und die Sakonstruktion Eph. 4, 11 legt die Annahme nahe, daß Hirten und Lehrer die gleichen Persönlichkeiten gewesen sein können. In späterer Zeit werden die Presbyter besonders hochgeschätzt, die „am Wort und an der Lehre arbeiten“ (1. Tim. 5, 17); und wenn wir im 3. Johannesbrief von einer scharfen Opposition eines Gemeindeleiters gegen Wanderprediger hören, so berechtigt nichts, nur die letzteren als charismatische Lehrer anzusehen. So sehen wir denn überall, wie in den Einzelgemeinden Keimzellen einer künftigen Organisation vorhanden sind. Freilich ist die Verfassung überall noch kollegial. Es ist einstweilen noch kein Anzeichen dafür vorhanden, daß einzelne Persönlichkeiten mit unumschränkter Vollmacht an die Spitze einer Gemeinde treten, sondern stets wird von einer Mehrheit von Presbytern oder Episkopen geredet, denen Diakonen zur Hilfeleistung beigeordnet sind. Ebenso wenig ist davon die Rede, daß eine Gemeinde der Heidenchristenheit etwa in Konkurrenz zu Jerusalem treten will und eine die anderen überragende Autoritätsstellung zu erlangen sucht. Auch nach der Zerstörung Jerusalems ist das noch nicht der Fall. Von einer Zusammenfassung von Gemeinden zu Verbänden oder von Synoden ist noch nichts zu merken.

Gleichwohl weiß sich die Christenheit als eine Einheit. Das Wort *ἐκκλησία* kommt sowohl als Bezeichnung für die Einzelgemeinde wie auch für die Gesamtheit aller Christen vor. Als Einheitsband gilt vor allem der Glaube an Christus als den Herrn. Zusammenfassungen des Christusglaubens in rhythmisch-lehrhafter Form tauchen auf (z. B. 1. Kor. 15, 3ff., Phil. 2, 6ff., 1. Tim. 3, 16), werden auf die in der Kirche herrschende Überlieferung zurückgeführt

sei gleich seinem Bruder Jakobus von den Juden getötet worden (wann und wo?). Allein es ist nicht einzusehen, weswegen diese Nachricht einen ephesinischen Aufenthalt des Zebedaiden ausschließen soll, zumal die Gleichzeitigkeit des Todes beider Brüder unter Herodes Agrippa wegen Gal. 2, 9 doch nicht in Frage kommt und ein weiteres Zeugnis des Papias aus dem Ende seines 5. Buches besagt, Johannes habe sein Evangelium noch bei Lebzeiten den Gemeinden übergeben. Das Evangelium bringt eine Reihe so konkreter Einzelzüge und weiß die Kreuzigung Jesu aus der sich dauernd steigenden Feindschaft der Jerusalemer Juden so gut geschichtlich zu motivieren, daß die Abfassung durch einen persönlichen Jünger Jesu eine durchaus erwägenswerte Möglichkeit bleibt, wobei freilich hinzugefügt werden muß, daß er nicht Geschichte im eigentlichen Sinne des Wortes schreiben will, sondern die geschichtlichen Erinnerungen, die er hat, dazu benutzt, um den Gott Christus, an den die Heidenchristenheit glaubte, zugleich als den geschichtlichen Jesus zu erweisen und damit dem christlichen Denken das große Thema zu stellen, an dem sich schon die alte Kirche in jahrhundertlangem Ringen abgearbeitet hat. Der Zebedaide müßte dann ein Mann gewesen sein, der, durch die Schule einer ausgesprochen paulinischen Frömmigkeit hindurchgegangen, die Eindrücke seiner Jugend mit ihr zu verbinden suchte, und das mit einer Wucht, Kraft und inneren Geschlossenheit getan hat, die einzig dasteht.

Aber nicht nur dies will beachtet sein. Paulus hatte, soweit wir wenigstens nach seinen Briefen urteilen können, die Auseinandersetzung mit der Welt der griechischen Bildung links liegen lassen. Auch im 4. Evangelium liegt eine solche nicht vor. Aber es ist nicht zu verkennen, daß Johannes im Hinblick auf einen Leserkreis schreibt, dem die Begriffe einer philosophisch angehauchten Denkweise, wie wir ihr in etwas späterer Zeit bei manchen Gnostikern begegnen, nicht fremd sind. Mit ihm beginnt der große Kampf des Christentums mit dem Geiste des Griechentums. Um zu verstehen, wie das geschieht, muß auf eine Eigenart des vierten Evangeliums geachtet werden: die in ihm auftretenden Personen, vorab Jesus selbst, sprechen Worte, die von den Hörern mißverstanden werden und an denen sie Anstoß nehmen, weil sie einen tieferen Sinn haben, der

dem fleischlichen Verständnis verborgen bleiben muß. Genau die gleiche Erscheinung nehmen wir bei der Begriffsbildung des Evangelisten wahr: Begriffe wie Erkenntnis, Wahrheit, Licht, Leben treten hier bei weitem häufiger auf als in der synoptischen Tradition. Sie stammen aus dem Hellenismus, aber sie werden in anderem Sinne gebraucht als dort. „Das Leben ist das Licht der Menschen,“ heißt es Joh. 1, 9; der intellektualistische Grieche hätte den Satz umgekehrt. Die Wahrheit ist etwas, was getan werden muß, Joh. 3, 21. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die Verwendung des Logosbegriffs im Prolog des Evangeliums zu verstehen. Dieser griechisch-philosophische Begriff wird zwar übernommen, aber er wird umgedeutet: aus der unpersönlichen göttlichen Kraft wird der vorzeitliche Sohn Gottes. Dieser aber, Gott von Art, von der Welt so völlig geschieden, daß er nicht einmal verstanden werden kann, geht die denkbar innigste Verbindung mit der Welt ein: er wird Fleisch (Joh. 1, 14). Für ein philosophisch geschultes Ohr Unerträgliches konnte kaum gesagt werden. Die Berührung mit der Denkweise der Philosophie vollzieht sich also zunächst in völliger Antithese. Noch wirkt die paulinische Anschauung nach, daß das Christentum den Griechen eine Torheit ist. Aber eine wenigstens formelle Berührung mit dem Griechengeist ist vorhanden, und damit tritt das Christentum in einen neuen Problemkreis.